

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 74 (1999)
Heft: 7-8: Die Feste feiern, wie sie fallen

Artikel: Ein selbstbestimmtes Leben führen : trotz Einschränkung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-106754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein selbstbestimmtes Leben führen – trotz Einschränkung



Das «Stöcklimodell»

Ist der Vorhang immer noch nicht offen? Es ist längst Mittag. Hilde Heitz ist beunruhigt. Sie nimmt den Schlüssel und geht hinüber zur Wohnung von Elsa Hanseler. Vorsichtig schliesst sie auf – und findet ihren Schützling im Wohnzimmer sitzen. «Oh, Frau Heitz, es tut mir leid, ich hab's ganz vergessen.»

Der offene Vorhang ist das verabredete Zeichen. Morgens nach dem Aufstehen signalisiert Elsa Hanseler damit ihrer Betreuerin, dass alles in Ordnung ist: Nachbarschaftshilfe in der Basler Siedlung «Horbürg-Marienhaus». Gebaut hat die Siedlung das Architekturbüro Wilfried und Katharina Steib, Basel. Eigentümerin ist die Stiftung Horbürg-Marienhaus. Eigentlich sollte die Betreuerin der 72jährigen direkt nebenan wohnen. So ist es im Konzept des «Stöcklimodells» vorgesehen. Zwei nebeneinanderliegende Wohnungen symbolisieren die moderne, urbane Form des ländlichen «Stöckli»: Wenn die Bauern den Hof an die Jungen übergaben, zogen sie in ein separates, kleineres Stöcklihaus. So lebten die Generationen auf dem Hof zusammen, ohne ihre Privatsphäre ganz aufgeben zu müssen.

Ähnlich ist das Stöcklimodell an der Basler Markgräflerstrasse gedacht. Die grossen Familienwohnungen soll nur erhalten, wer sich verpflichtet, einen betagten oder behin-

derten Menschen aus der kleinen Nachbarwohnung zu betreuen. Allerdings kennen sich die Mieter meistens vorher nicht. So kann es passieren, dass eine Partei das Modell ablehnt. Weil man die Leute nicht zwingen kann, klappt das Generationenmodell nicht auf allen Stockwerken gleich gut.

So kommt es, dass Hilde Heitz (47) gleich zwei Betreuungsaufgaben übernommen hat. Im «Stöckli» neben der Viereinhalbzimmerwohnung, die sie mit ihrem Mann und den zwei erwachsenen Söhnen bewohnt, leben ihre Eltern. Die sind noch fit und unabhängig. Mit dem Auto fahren sie häufig ins nahe Waldenbürgertal und geniessen ihren Schrebergarten. «Jeder führt seinen eigenen Haushalt, aber wir unternehmen viel zusammen.»

35 Jahre hatte die Familie Heitz in einer Mietwohnung in der Nähe gelebt. Auch dort wohnten die Eltern im selben Haus. Dann kam der Umbau. «Den Dreck und Lärm machen wir nicht mit», sagte man sich. Von der neuen Siedlung und dem Generationenmodell in der Markgräflerstrasse hatte die Familie aus der Quartierzeitung erfahren. Die Bedingungen erfüllten sie ohne Frage: Mindestens fünf Jahre soll man im Quartier Horbürg gelebt haben. Und die Mieter der kleinen Wohnung müssen entweder behindert oder über 60 Jahre alt sein. «Wir wollten mit den Eltern zusammenbleiben. Das war die ideale Lösung für uns», sagt

Im Marienhaus Basel gehört Nachbarschaftshilfe zum Konzept. Die grossen Familienwohnungen soll nur erhalten, wer verspricht, einen betagten oder behinderten Menschen in der kleinen Nachbarwohnung zu betreuen. Unser Bild zeigt die 72jährige Elsa Hanseler zusammen mit ihrer Betreuerin Hilde Heitz.



Frau Heitz. Sie ist beruhigt, dass Vater und Mutter nebenan leben. «Wenn sie mal nicht mehr so gut beieinander sind, wird das sehr praktisch für uns.»

Hilde Heitz sitzt auf dem Balkon ihrer Wohnung und serviert Mineralwasser. Freundlich winkt sie ihrem Nachbarn zu. Er ist 85, total fit und braucht keinerlei Betreuung. Wenn er reist, leert Hilde Heitz seinen Briefkasten und giesst ihm die Blumen. Neben dem Haushalt «managt» sie noch das Büro für das Sanitärgeschäft ihres Mannes Roland. Jetzt erzählt sie beschwingt vom Leben in der Siedlung. Von ihrem Wohnblock blickt man über den grossflächigen Gartenhof auf das fünfgeschossige Alters- und Pflegeheim «Marienhaus». Der moderne, helle Bau unterhält neben den Alterswohnzimmern und den Pflegestationen verschiedene Funktionsräume. Dazu gibt es einen Coiffeur, eine Physiotherapie-Praxis, eine Kapelle und eine grosse Cafeteria.

Laute Musik kommt über den Hof. Manchmal drehen die Bewohner des Altenheims ihr Radio zu laut auf, ohne es zu merken. «Nicht so tragisch», sagt Hilde Heitz und schmunzelt. Sie kennt alle Leute im Marienhaus. Manche kommen zu ihr ins Altersturnen, das sie zwei Stunden pro Woche unterrichtet. Bei Festen oder Veranstaltungen und auch bei Ausflügen hilft sie meistens mit. «Mir ist es wohl hier», sagt sie. Dass sie später selbst vom Stöcklimodell profitieren würde, kann sie sich gut vorstellen. «Wenn ich einmal alt bin,

werden solche Wohnformen selbstverständlich sein.» Heutzutage sind sie noch eher die Ausnahme. Doch sie sind ein Segen, wie Elsa Hanseler bestätigt. «Für mich ist diese Lebensform perfekt.» Eine schwere Knieoperation machte sie vor zwei Jahren vorübergehend zur Invaliden. Mit zwei Krücken konnte sie sich in ihrer Zweizimmerwohnung zwar gut bewegen. Aber Kochen, Einkaufen, Putzen oder Waschen ging nicht mehr. Hilde Heitz, die sie bereits aus dem Quartierleben kannte, bot ihr Hilfe an. Für eine Entschädigung von 300 Franken im Monat, finanziert von der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG).

Inzwischen ist Frau Hanseler wieder gut zu Fuss. Um die Haushalthilfe ist sie dennoch froh. Auch Besorgungen, ein Gang zur Post oder auf ein Amt werden ihr abgenommen. «Vor allem ist es beruhigend für mich, zu wissen, dass ich nicht ganz alleine bin», sagt sie. Wellensittich «Tschumpeli» pfeift anerkennend dazu. «Er hat gerne Gesellschaft. Wenn ich unterwegs bin, muss ich das Radio für ihn laufen lassen, sonst ist ihm langweilig.»

Elsa Hanseler sitzt am runden Tisch in ihrer Stube. Mit dem Finger deutet sie hinter sich, Richtung Marienhaus. «Da gehe ich erst hin, wenn es unbedingt sein muss», sagt sie. Man sehe ja leider oft, dass das Alter nicht so schön ist. Bei ihr sei das anders. Herzlich streichelt sie Hilde Heitz die Hand. «Ich habe grosses Glück gehabt.»

Ein selbstbestimmtes Leben führen – trotz Einschränkung



Oben: Seit die Küche rollstuhlgerecht ist, das heisst der Herd tiefergelegt und die Spüle so angebracht ist, dass man mit dem Rollstuhl darunterfahren kann, kocht Shlomit Wehrli wieder häufiger.

Unten: Peter Wehrli hat inzwischen gelernt, die Schwelle der Terrassentür zu überwinden, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Ehepaar im Rollstuhl

Gut, gibt es das «Moods». Das Zürcher Jazzlokal direkt gegenüber macht den Wehrli das Leben angenehmer. Heute besonders. Wieder mal ist der Lift ausgefallen. Zwar haben die beiden Rollstuhlfahrer als einzige Bewohner der Überbauung Selnau direkten Kontakt zum Liftmonteur. Aber bis der den Fahrstuhl repariert hat, können sie erst einmal nicht in ihre Wohnung. Also warten sie bei Jazz und Bier.

«Solche Momente sind bitter, aber sie gehören zum Leben», sagt Peter Wehrli (48). Auch seine Frau Shlomit (47) regt sich nicht weiter auf. «Wie oft hat uns dieser Lift schon geärgert.» Weil er immer wieder steckenbleibt und weil er nur bis in den zweiten Stock geht, obwohl das Haus drei Stockwerke hat. Der Architekt verzichtete zugunsten der Besonnung der Höfe auf ein Lifthaus auf dem Dach. Für Menschen wie die Wehrli ist das ungünstig. Die sind nämlich mit den Bewohnern im dritten Stock befreundet. «Aber ich war noch nie bei denen», sagt Peter Wehrli.

Typische Erfahrungen von Rollstuhlfahrern. Täglich spürbare Nachteile. Wie im neueröffneten Stockerhof, einem supermodernen Fitnesscenter der Migros. Ein Schwimmbad gleich um die Ecke von uns, freute sich Shlomit Wehrli. Die Freude ist ihr schnell vergangen. Denn auf dem Weg ins Bad versperrt ihr eine Treppe den Weg. «So grenzt man uns aus.»

Peter Wehrli führt den Besucher in die Wohnung. Hell, geräumig, das fällt sofort auf. Auch die schwarzen Pneustriche an der Wand. An manchen Stellen fehlt gleich ein Stück Putz. Peter Wehrli schlug der Invalidenversicherung (IV) vor, die Wände mit Kunststoffschutz auszurüsten. Die IV lehnte ab. Zu teuer. Lieber würde man alle paar Jahre neu streichen. Peter Wehrli zuckt mit den Schultern.

Was soll's. Seit 1995 leben die Wehrli mit ihren Kindern Maya (22) und Lior (19) hier in der städtischen Überbauung Selnau mit ihrem fortschrittlichen Behindertenkonzept. Hier wurden nicht nach einer Quote eine oder zwei behindertengerechte Wohnungen gebaut, sondern alle von Anfang an rollstuhlgängig konzipiert. Fast alle. Die im dritten Stock auf der Ostseite wären es auch, aber da fehlt eben der Lift. Das Konzept macht Sinn. Denn eine Behindertenwohnung wird ja nicht einfach gerade frei, weil ein Behindert sie braucht. Und wenn sie frei ist, ist vielleicht keiner da, der sie braucht. Also sollten alle für alle nutzbar sein.

Nutzbar für einen Rollstuhlmenschen heisst: Keine Schwellen, Platz in den modifizierten Sanitärräumen und den Zimmern, um den Rollstuhl zu wenden. Niedrige Lichtschalter und gut erreichbare Steckdosen. Und das Wichtigste: eine rollstuhlgerechte Küche. Die ersten beiden Jahre mussten die Wehrli mit einer konventionellen Küche klarkommen. Was heisst schon klarkommen: «Wir assen fast nur Pizza. Die Küche war nahezu unbrauchbar für uns.» Jetzt endlich ist der Herd tiefergelegt, die Spüle so angebracht, dass man mit dem Rollstuhl darunterfahren kann. Der Kühlschrank liegt tiefer, Schränke haben ein herausziehbares Innenleben wie die in der Apotheke. Trotzdem sind die obersten Fächer leer: Das Leben im Rollstuhl findet halt auf einem Meter Höhe statt. Wäre da nicht noch eine Schwelle an der Terrassentüre, die Wohnung wäre perfekt. «Sie ist es auch so», sagen die Wehrli.

Sie ist ein Quantensprung in der Lebensqualität, vor allem für Frau Wehrli. Die gebürtige Israelin, wie ihr Mann seit frühester Kindheit wegen Kinderlähmung im Rollstuhl, war mit ihrer Familie vor zwölf Jahren aus dem Kibbuz in die Schweiz gekommen. Im Kibbuz hatte sie ihr ganzes Leben verbracht. Von Beruf ist sie Heilpädagogin. Bei einem Ferienaufenthalt in Leukerbad hatte sie den Maturanden Peter kennengelernt. Der folgte ihr sofort nach der Matura nach Israel und wurde ein erfolgreicher Psychologe.

1987 zog die Familie nach Jona. Dort fanden sie eine nahezu rollstuhlgängige Wohnung. Doch alles war zu eng. Nicht nur die Wohnung, auch das Alltagsleben. Um nach Zürich zu kommen, musste sie allein 25 Minuten mit dem Rollstuhl zum S-Bahnhof fahren. Kino gab es gar keines, Restaurant gerade eines. Shlomit Wehrli litt. Da war der Wechsel nach Zürich lebenswichtig.

Und wie sie aufblühte am neuen Ort. Die Wohnung grosszügig, zentral gelegen, in einer Stadt mit Behindertentaxi und vielen kulturellen Möglichkeiten. Auch Peter Wehrli ist glücklich über den Wechsel. «Wir sind richtig aufgelebt.» Er hatte zunächst als Technischer Redaktor Arbeit gefunden. Seit 1996 ist er Geschäftsleiter des Zentrums für selbstbestimmtes Leben (ZSL), einer Genossenschaft, die sich für Behindertenrechte einsetzt. Shlomit Wehrli arbeitet als Hebräischlehrerin und hilft im ZSL-Sekretariat mit. Hier in der Überbauung Selnau fühlen sie sich integriert, autonom und als Teil der Nachbarschaft. Vielleicht sagt es viel über die Situation von Behinderten, wenn Wehrli, der eigentlich in einer ganz normalen Wohnung lebt, sagt: «Hier fühle ich mich gegenüber anderen Behinderten fast privilegiert.»

Im Alter in die Wohngemeinschaft

Schon am frühen Frühlingsvormittag herrscht reges Leben in der Alterswohngemeinschaft «Freiblick». In der Küche der aus zwei Wohneinheiten zusammengelegten Parterrewohnung hantiert eine Betreuerin. Die Dusche ist besetzt. Im Wohnzimmer bereitet sich die Physiotherapeutin auf eine Behandlung vor. Im kleinen Büro gegenüber der Küche telefoniert die Leiterin der Alterswohngemeinschaft Freiblick, Roslin Fries, und jetzt kommt noch der Briefträger. Elsi Weilenmann steht derweil auf ihrem kleinen Balkon und blickt über die Strasse. Die zierliche Frau bewohnt in der Wohngemeinschaft ein Zimmer. Heute hat sie einen ereignisreichen Tag vor sich: Bewegungstraining am Vormittag, nachmittags steht ein längerer Spaziergang mit einer Betreuerin auf dem Programm. Später erwartet die 76jährige Witwe ihren Sohn Leo. Zusammen wollen sie in die Stadt fahren, um beim Steinmetz einen Grabstein auszusuchen.

Elsi Weilenmann hat erst vor drei Monaten ihren Mann Leo verloren, nach 51 Ehejahren. Sein plötzlicher Tod war ein schwerer Schock für sie. Denn mit dem Ehepartner hat

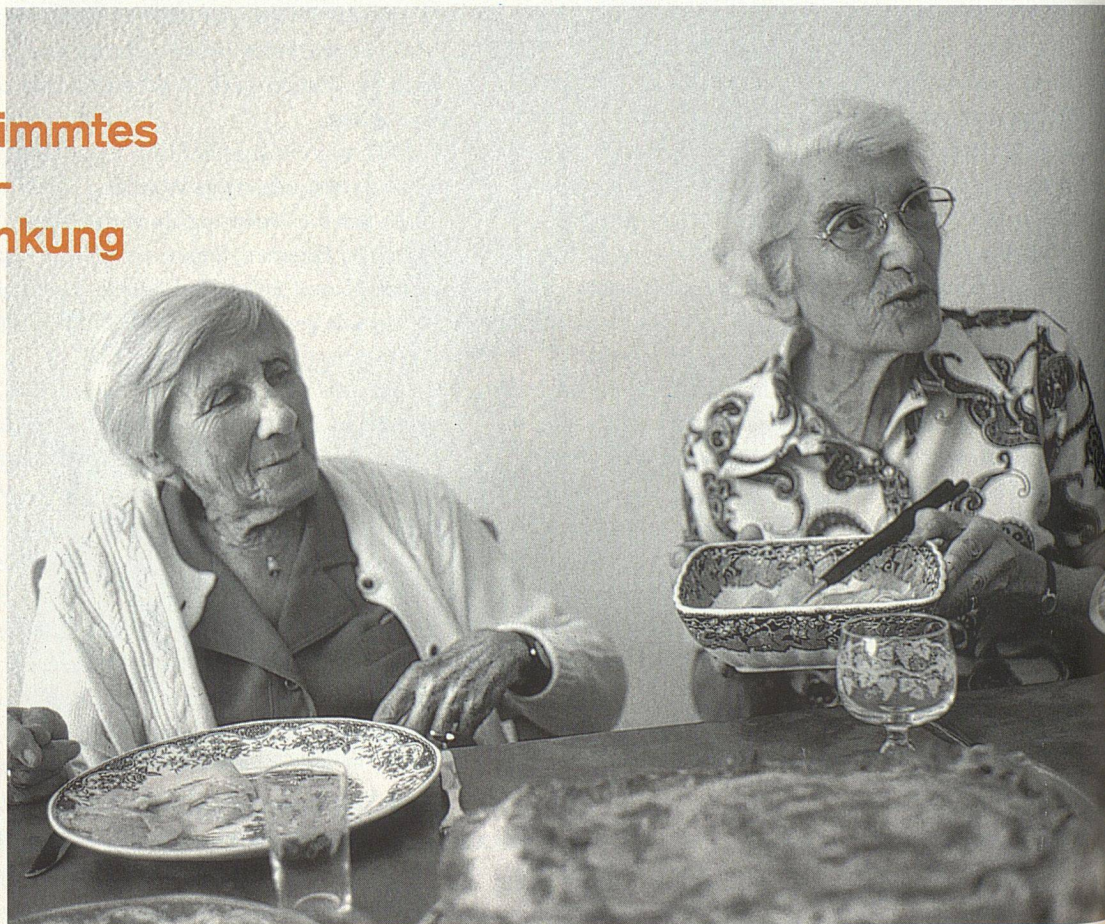
sie auch ihren Betreuer verloren. Elsi Weilenmann leidet seit sieben Jahren an Parkinson, einer heimtückischen Nervenerkrankung, und ihr Mann hat sie in all den Jahren versorgt. Leo Weilenmann war von Beruf kaufmännischer Angestellter. Doch zu Zeiten von Hugo Koblet und Ferdi Kübler galt er als einer der besten Schweizer Radprofis. Als er völlig unerwartet stirbt, wird seine Frau zunächst in eine Zürcher Klinik gebracht. «Bin ich jetzt ein Pflegefall?», bangt Elsi Weilenmann. Sie kann nicht mehr gehen, wird bettlägerig. Sie weiss auch, dass die Vierzimmerwohnung in der Baugenossenschaft Freiblick (BGF) viel zu gross für sie wäre. «Wohin soll ich jetzt?», fragt sie besorgt.

Dank glücklicher Umstände findet Elsi Weilenmann in der Alterswohngemeinschaft der Baugenossenschaft «Freiblick» ein neues Zuhause. In diesem Quartier im Zürcher Kreis 6 hat sie fast ihr ganzes Leben verbracht. Nur ein paar Strassen weiter ist sie aufgewachsen. Über 50 Jahre hat sie mit ihrer Familie und später mit ihrem Mann hier in der BGF gewohnt. Als die Leiterin der Alterswohngemeinschaft, Roslin Fries, von ihrem Schicksal hört, denkt sie sofort daran, sie aufzunehmen. «Doch es ist sehr fraglich, ob wir das

Bild links: Die Bewohnerinnen der Alterswohngemeinschaft Freiblick beim gemeinsamen Mittagessen.

Bild rechts: Elsi Weilenmann (zweite von links) erklärt ihren Mitbewohnerinnen ein Spiel. Seit sie in der Wohngemeinschaft lebt, hat sich ihr Gesundheitszustand verbessert. Heute benötigt sie nur noch selten Hilfe.

Ein selbstbestimmtes Leben führen – trotz Einschränkung



schaffen», sagt Roslin Fries. «Wir können sie zwar tagsüber betreuen, haben aber keinen Nachtdienst.»

In der Alterswohngemeinschaft Freiblick, im Juli 1997 eröffnet, können betagte, leicht pflegebedürftige Menschen aus der Genossenschaft oder der näheren Umgebung leben. «Sie sollen möglichst bis zum Tod in ihrem Quartier bleiben können», erklärt Leiterin Roslin Fries. Denn jeder Wechsel im Alter kann eine Lebenskrise auslösen. Wert gelegt wird auf möglichst viel Lebensqualität und Individualität. Deshalb sind die fünf Zimmer der WG unmöbliert, die Bewohner sollen ihre eigenen Möbel mitbringen. Vertraute Dinge, die einem ans Herz gewachsen sind, damit man sich daheim fühlt. Sanitärräume, Wohnzimmer und Küche werden geteilt. Wichtigstes Ziel ist es, dass die alten Leute nach ihren körperlichen Möglichkeiten selbstbestimmt leben können. Für Wäsche und Mahlzeiten wird gesorgt. «Jeder soll so aktiv wie möglich sein, aber auch unsere Hilfe in Anspruch nehmen können», sagt Roslin Fries.

Dem Optimismus der Ärzte und ihrer Kinder verdankt Elsi Weilenmann vieles. Und weil auch das Team um Roslin Fries bereit ist, den Versuch zu wagen, zieht Frau Weilenmann im Februar probenhalber in die Wohngemeinschaft ein. «Wir waren überzeugt, sie sei kein Fall fürs Pflegeheim», erzählt die Leiterin. Was sich bewahrheitete: Der Zustand von Frau Weilenmann hat sich inzwischen deutlich gebessert. Heute benötigt sie nur noch selten Hilfe. Das elektrisch verstellbare Spitalbett ist überflüssig. Sie bewegt

sich selbständig und sorgt für ihre sozialen Kontakte. Telefon und Fernseher stehen, wie bei den Nachbarinnen, im Zimmer. «Aber zum Fernsehen komme ich gar nicht», sagt sie. Regelmässig bekommt sie Besuch von den Kindern und vom älteren Bruder. Manchmal fönt sie ihrer Mitbewohnerin die Haare oder hilft beim Gemüserüsten. Dass sie öfters von früheren Nachbarinnen aus dem Quartier zum Spaziergang abgeholt wird, freut sie besonders. «Ihr soziales Netz wurde nicht zerschnitten», sagt die Betreuerin. «Damit wurde ihr nach dem Verlust des Partners ein weiteres Trauma erspart.»

Trotzdem schätzt sie die Rückzugsmöglichkeit der eigenen vier Wände. Übers Wohnen im Alter hatte sie sich eigentlich nie Gedanken gemacht. Dass sie einmal in einer Wohngemeinschaft landen würde, hätte sie sich nicht vorstellen können. Heute sagt sie: «Das ist die beste Lösung für mich.» Es brauche halt Anpassungsfähigkeit. Was sie damit auch meint: Man muss Kompromisse machen in dieser Lebensform. Manchmal kommt nachts eine Mitbewohnerin an die Türe, offenbar verwirrt. Elsi Weilenmann, die beim Schlafen immer die Türe einen Spalt offen lässt, grenzt sich ab. «Ich schicke sie zurück in ihr Zimmer.»

Nach dem Mittagessen legt sich Elsi Weilenmann wie immer ein bisschen hin. Dann macht sie sich fertig für den Ausgang. Im Treppenhaus trifft sie die Nachbarin aus dem dritten Stock. Die ist 93 und recht fidel, lebt alleine in ihrer Dreizimmerwohnung. «Wenn es mal nicht mehr geht», sagt sie, «komme ich auch zu euch wohnen.» [eXtra]

